

Resilienz als Prozess transformativer Autogenese. Schritte zu einer soziologischen Theorie

Resilience as Process of Transformative Autogenesis. Steps towards a Sociological Theory

Martin Endreß / Benjamin Rampp

Abstract:

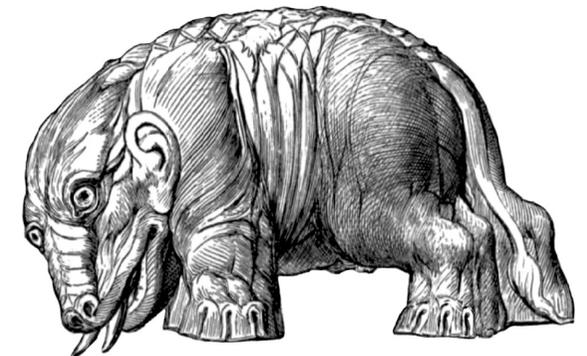
The article analyses the possibilities and advantages of understanding resilience as a special type of social processes and the outcomes of its incorporation into sociological theory. After discussing the classical sociological concepts of adaptation, adjustment, autopoiesis, and autogenesis, the concept of “transformative autogenesis” is introduced to illustrate the specificity of resilience processes.

Keywords, dt.: Resilienz, Theorie sozialer Prozesse, Disruptivität, Theorie sozialen Wandels, Panarchie, Adaption, Adjustment, Autopoiesis, transformative Autogenese

Keywords, engl.: resilience, theory of social processes, disruptive social change, theory of social change, panarchy, adaption, adjustment, autopoiesis, transformative autogenesis

Martin Endreß is professor for general sociology at the University of Trier. Among his research interests are sociological theory, political sociology, the sociology of knowledge and the sociology of trust. **Email:** endress@uni-trier.de

Dr. Benjamin Rampp is research assistant at the chair of general sociology at the University of Trier. Among his research interests are sociological theory, political sociology, the sociology of security and the sociology of trust. **Email:** rampp@uni-trier.de



In den letzten Jahren ist ‚das‘ Konzept „Resilienz“ zu einem Gravitationszentrum internationaler wie interdisziplinärer Forschung avanciert. Die Verwendung von Anführungsstrichen in dieser Formulierung scheint gleichwohl unvermindert geboten. Denn in diesen Debatten kann nicht von einem leitenden einheitlichen Begriff und Verständnis von Resilienz ausgegangen werden. Ein Umstand, der für den Versuch einer soziologischen Aufnahme des Resilienz-Konzepts Probleme beinhaltet wie Chancen eröffnet. Probleme zieht diese Situation insofern nach sich, als eine bisweilen diffuse und komplexe Forschungslage die Identifizierung von konzeptionellen Anschlussstellen für die Soziologie erschwert; Chancen eröffnet diese Konstellation umgekehrt insofern, als sich mit der Einführung eines in der soziologischen Tradition noch unverbrauchten Begriffs in die Soziologie durchaus Innovationspotentiale verbinden können, die sich für die Analyse von Prozessen nicht-linearen Wandels und die dabei in den Fokus rückende komplexe Verknüpfung von Beharrung einerseits und Transformation andererseits ergeben.

Generell ist jedoch vorab zu fragen, inwiefern ein ursprünglich in Physik und Werkstoffkunde angesiedelter Begriff, der im Kern auf der Idee stabiler Gleichgewichtszustände eines Systems beruht und der diese Zustände sichernden bzw. erhaltenden Eigenschaften der Elastizität und Robustheit spezifischer Materialien bezeichnet und herausstellt, inwiefern sich ein solcher Begriff in die soziologische Analyse übertragen lässt, die u.a. nicht mit einem derartigen Systembegriff arbeitet, und weshalb und zu welchem Zweck man ihn in den soziologischen Werkzeugkasten übertragen sollte. Auch die Karriere, die dem Resilienz-Konzept seit den 1970er Jahren insbesondere in der Sozialökologie, der Pädagogik und der (Entwicklungs-)Psychologie beschieden war, stellt wesentlich auf die Aspekte der Robustheit, Widerstandsfähigkeit, Selbstregulationsfähigkeit und der (Multi-)Stabilität von Ökosystemen und Menschen ab und konzentriert sich damit auf die übergeordnete Frage, inwiefern und wie es sozio-kulturellen Einheiten und/oder Menschen gelingt bzw. gelingen kann mit besonderen Herausforderungen umzugehen und diese ohne bestandsgefährdenden Schaden zu bewältigen.

Die Diskussion bewegt sich damit im weiten Umfeld einer Theorie sozialen Wandels bzw. sozialer Prozesse und mit dem Resilienz-Konzept wird offenkundig eine spezifische Form der Veränderung oder der Beobachtung von Veränderungen *einer Einheit* von einem Zustand t_1 zu einem Zustand t_n angesprochen. In der Diskussion über das Konzept der Resilienz und dessen Übertragung aus sozial- und humanökologischen Kontexten auf soziale Phänomene im Sinne eines Konzepts

„sozialer Resilienz“ wurde bislang entsprechend vielfach die Frage diskutiert, welche Formen Resilienz annehmen kann: von der (stabilitätsorientierten) Bewältigung von Krisen und einer (bloßen) Rückkehr zum Ausgangszustand (status quo ante) über das zukunftsbezogene Lernen aus Krisen und einer damit verbundenen bzw. sich in einem solchen Prozess vollziehenden anverwandlenden Adaption bis hin eben gar zu Prozessen der Transformation (Folke et al. 2010; Keck/Sakdapolrak 2013; Lorenz 2013). Leitend ist also insgesamt die Frage danach, welchen Modus eine ‚Existenzsicherung‘ annehmen kann. Demgegenüber stehen Fragen einer sich in entsprechenden Prozessen vollziehenden Transformation der jeweils analysierten ‚Einheit‘ selbst, die deren Bestehen gerade garantiert und zugleich einen umfangreichen Wandel bedeutet, kaum *systematisch-theoretisch* im Fokus der Analysen (vgl. aber bspw. Cumming/Collier 2005). Anders formuliert: Vergleichsweise wenig wurde bislang konzeptionell die Frage diskutiert, wie denn angesichts eines Strukturwandels, der Bestandssicherung ggf. erst ermöglicht, der ‚Kern‘ der resilienten Einheit (bezogen auf die von einem Strukturwandel gesprochen wird) analytisch konzipiert werden kann; ein ‚Kern‘, der jeweils bewahrt, angepasst oder eben transformiert wird.

Ganz offenkundig ergibt sich hier für die Forschung ein Identifikationsproblem: Insofern mit dem Resilienz-Konzept auf die Existenzsicherung oder Bestandserhaltung einer (sozialen) Einheit abgestellt wird, dient die Beobachtungsperspektive „Resilienz“ einer (wie auch immer im einzelnen schattierten) Kontinuitätsdiagnose bei (wie auch immer ausgeprägter) gleichzeitiger Diskontinuität. Es stellt sich damit zentral das Abgrenzungsproblem, bis zu welchem Grad von Veränderung die beanspruchte Kontinuitätsdiagnose adäquat darstellbar ist. Und diese Frage wird besonders virulent, wenn das Resilienz-Konzept aus einem dominant gegenstandsorientierten ökologischen Kontext auf die Analyse sozialer Phänomene übertragen, also konsequent als Prozess wie als Beobachtungsperspektive konzipiert und mit der Frage nach dem Modus von Existenzsicherung verbunden wird.

Der Beitrag widmet sich dieser Frage bzw. dem Problem des Zusammenhangs zwischen Prozessmodus und identifizierbarem resilienten Kern theoretisch-konzeptionell aus soziologischer Perspektive. Im folgenden ersten Teil des Beitrages werden die Ausgangskonstellationen für die Rezeption der Resilienzforschung im Rahmen der Soziologie erörtert (1). In einem zweiten Teil werden die beiden zentralen theoretisch-konzeptionellen Fragestellungen für das Anliegen des vorliegenden Beitrages erarbeitet und dafür anschließend die Konzepte der Adaption, des Adjustment, der

Autogenese und der Autopoiesis diskutiert (2). Im dritten Teil wird dann in systematischer Absicht unter Aufnahme und Abgrenzung der vorgestellten Konzepte die Figur der „transformativen Autogenese“ entwickelt, um die mit dem Resilienz-Konzept angezielte Prozesstypik in das analytische Repertoire der Soziologie einzuführen (3).

1. Zur Ausgangskonstellation einer soziologischen Rezeption des Resilienz-Konzepts

Anknüpfungspunkt des vorliegenden Beitrages ist die Beobachtung, dass für die ursprünglichen Entstehungs- und Verwendungskontexte des Konzepts „Resilienz“ der Bezug auf existenzbedrohende (im Falle individueller ‚Einheiten‘) oder auf bestandsgefährdende (im Falle ‚natürlicher‘ und sozialer Einheiten) Ereignisse und/oder Prozesse konstitutiv ist. Eine diese begriffliche Identität während der Einverleibung des Konzepts in die soziologische Forschung wird dieses daher ebenso auf als markant gedeutete Gefährdungslagen bzw. Bedrohungsszenarien, Herausforderungen oder Erschütterungen beziehen wie auf als disruptiv wahrgenommene Veränderungsprozesse bzw. Umbrüche sozialer Einheiten und Konstellationen. Und dabei ist zugleich offenkundig, dass ein Plädoyer für die analytische Relevanz des Konzepts für die Soziologie, dieses weder mit den Konzepten „Krise“ (als temporäre Verunsicherungs- und Labilitätsphase) noch „Revolution“ (als grundlegende Veränderung sozialer Verhältnisse) oder aber „Katastrophe“ (als dauerhafte Schädigung bzw. Untergang einer sozialen Einheit) schlicht gleichsetzen kann.

Mit diesem Ausgangspunkt des für jede soziale Einheit konstitutiven Spannungsverhältnisses zwischen Bestand und Untergang, d.h. zwischen *ex post* als Resilienzprozesse deutbare Widerständigkeit auf der einen Seite und *ex ante* als Niedergangsdynamiken (Teufelskreise, Abwärtsspiralen) identifizierbare Prozesse auf der anderen Seite, eröffnet sich der spezifische Fragehorizont für den vorliegenden Beitrag: Welche Ausgangskonstellation ist disziplinextern durch vorliegende Forschungen zu und über Resilienzkonzepte für die Soziologie gesetzt, wenn diese sich dem Versuch widmet, diese Reflexionsperspektive in ihr analytisches Repertoire zu integrieren?

Will man die potentielle Relevanz wie ein hinreichend analytisch durchgearbeitetes Verständnis des Konzepts „Resilienz“ für die Soziologie gewinnen, dann muss dies also vor dem Hintergrund des bisherigen analytischen Repertoires der Disziplin mit Blick auf den mit diesem Begriff in seinen

Herkunftsdisziplinen angedachten Verständnishorizont geschehen. Für die entsprechende Suchstrategie lässt sich die folgende Umschreibung verwenden: Im Kern fokussiert das Konzept „Resilienz“ auf die Störungstoleranz oder auch Fehlertoleranz von – wie auch immer näher zu bezeichnenden – sozialen ‚Einheiten‘. Ohne an dieser Stelle in eine etymologisch und philologisch vertiefte Analyse des Begriffs der Toleranz einsteigen zu können, lässt sich für die Zwecke des vorliegenden Beitrages festhalten, dass mit diesem Begriff ein bestimmtes Maß an Flexibilität bzw. Veränderungs-offenheit, Dynamik und ‚interner‘ Mobilität umschrieben werden soll, welches es entsprechenden ‚Einheiten‘ ermöglicht, sog. ‚existenzbedrohenden‘ Herausforderungen zu begegnen. [1] Und diese Herausforderungen stellen sich den jeweils in den Blick genommenen ‚Einheiten‘ angesichts disruptiver (sozialer) Prozesse bzw. im Kontext von Situationen und Konstellationen besonderer bzw. außergewöhnlicher Bedrohungen (Christensen/Oversdorf 2000).

Angesichts dieses, für die Verwendungen des Resilienz-Konzeptes leitenden Reflexionshorizontes stellt sich die Frage, welche Anschlussstellen in der soziologischen Forschung identifizierbar sind, um die Frage nach dem möglichen Innovationspotential dieses Konzeptes für das analytische Repertoire der Soziologie beantworten zu können. Diese Anschlussstellen sind vorderhand schnell benannt: Jenseits der Tradition von Theorien sozialen Wandels bzw. sozialer Prozesse gehören dazu insbesondere materiale Soziologien, die das Konzept der Resilienz explizit aufnehmen, wie die Katastrophensoziologie (die Resilienz im Kern als robuste Widerstandskraft ganzer Gesellschaften gegenüber flächendeckenden Verheerungen begreift), die Umweltsoziologie, die Medizinsoziologie und Sozialisationsforschung (in Anknüpfung an das von Antonovsky (1979) erarbeitete Konzept der „Salutogenese“), stadt- und raumsoziologische Arbeiten, die politische (Kultur-)Soziologie (sowie die Governance-Forschung) und die Risikosoziologie (mit den Themenfeldern Unsicherheit, Versicherunglichung und Kritische Infrastrukturen), sowie Ansätze zu einer Soziologie des Nichtwissens, zu einer Soziologie der Krise und die Transformationsforschung. Da es den Rahmen eines solchen Beitrages sprengen würde, die angeführten Forschungsfelder hier auch nur näherungsweise adäquat abbilden zu wollen, sollen im Folgenden lediglich einige Anschlussstellen markiert und in einem ersten Schritt zentrale soziologische Theoriefiguren zur Ausarbeitung der fraglichen Prozesstypik von Resilienz diskutiert werden.

Will man den für den Verständnishorizont des Konzeptes „Resilienz“ soziologieextern elementaren Bezug auf Disruptivität übersetzen, dann bezieht sich dieser auf den Doppelaspekt der

[1] Für eine kultur- und wissenssoziologische Perspektive lässt sich bspw. auch auf die Konzepte der Ambiguitäts- und Heterogenitätstoleranz als Optionen gegenüber kultureller Pluralität bzw. Diversität verweisen (bspw. klassisch im psychologischen Kontext: Frenkel-Brunswik 1949).

Radikalität und Geschwindigkeit sozialer Veränderungen. Intensität und Umfänglichkeit wie Tempo und Beschleunigung fungieren als Leitmotive der in der Resilienzforschung fokussierten Veränderungs- bzw. Prozessdynamiken. Mit entsprechenden Konstellationen ist die Soziologie generell seit der Zeit ihrer disziplinären Formierung vertraut: Klassischen Ausdruck hat die Beschleunigungsthematik bspw. in Georg Simmels sozialtheoretischen Schlussreflexionen in der „Philosophie des Geldes“ zum „Tempo des Lebens“ in der Moderne gefunden. Dieses Tempo ist für ihn „das Produkt aus der Summe und der Tiefe seiner Veränderungen“ (1989, 696), die letztlich zum „absoluten Bewegungscharakter der Welt“ geführt haben (1989, 714). Jenseits dieses allgemeinen Hinweises auf grundlegende sozio-historische Veränderungen bilden weitergehende theoretische Überlegungen zur Disruptivität sozialer Veränderungen jedoch eine Leerstelle in der Soziologie (Schmid 2014).

Der Ausgangspunkt Disruptivität impliziert im Kern die Unabsehbarkeit (der Folgen), die Unplanbarkeit (eines (Gesamt-)Prozesses), die Unvermitteltheit sozialer Ereignisse (Plötzlichkeit), die Unausweichlichkeit (des Eintretens von Nebenfolgen und paradoxen Effekten), die Ungewissheit (über das Eintreten von ‚etwas‘) und die Unermesslichkeit (über die Erheblichkeit bzw. das Ausmaß) eines Geschehens (in welcher Hinsicht auch immer). Diese Phänomentypik von Disruptivität verweist eine soziologische Reflexionsperspektive auf den *analytisch leitenden Fokus der strukturellen Ambivalenz*: Im Sinne von *self-fulfilling* oder *self-destroying prophecy*-Phänomenen (Merton 1968) lösen faktisch von Akteuren vollzogene oder unterlassene Maßnahmen strukturnotwendig Folgen- und Nebenfolgendynamiken aus, die die Reflexionskapazität, Handlungsmächtigkeit und Wissensressourcen von Akteuren überschreiten (Endreß 2010). Der Bezugshorizont disruptiven Wandels, im Sinne sowohl der Rapidität (Tempo) als auch der Radikalität (Transformationsintensität) sozialer Veränderungen (vgl. auch Schmid 2014, 59), transzendiert somit typischerweise die Plastizität und Multiplizität von Reaktionsformen und -mustern auf disruptive Ereignisse ebenso wie die Kreativität und Innovativität von Akteuren und Akteurskonstellationen mit ihrem stabilitätsorientierten Reflexionshorizont. Entsprechend hatte bereits Holling (1973, 17) das Konzept der Resilienz theoretisch strikt von einer Konzeption der (singulären) „Stabilität“ von Ökosystemen und damit von der Vorstellung der Fähigkeit, einen einzelnen, spezifischen Gleichgewichtszustand (Equilibrium) nach einer temporären Gefährdung wieder einzunehmen, aufgrund des empirischen Umstandes abgrenzt, dass reale Ökosysteme oftmals gerade angesichts rapider und flexibler Veränderungsprozesse eine hohe Resilienz aufweisen.

Dabei ist für eine soziologische Perspektive, die von der sozialen Konstruktivität sozialer Wirklichkeit ausgeht, evident, dass sich die Vorstellung disruptiver Ereignisse nicht nur auf anhand objektiver Daten identifizierbare Veränderungen sozialer Strukturen bezieht, sondern ebenso auf die Deutung sozialer Prozesse (Bürkner 2010; Christmann et al. 2012). Neben beobachtete Umbrüche in den Struktur- und Organisationsformen sozialen Lebens treten damit beispielsweise auch grundlegende De- bzw. Ent-Legitimierungen, das heißt Nejustierungen sozio-kultureller Deutungsmuster, wie sie sich in mittel-osteuropäischen Gesellschaften im Zuge des Jahres 1989 vollzogen haben, ebenso in das analytische Blickfeld einer soziologischen Resilienzforschung. Die durch Disruptivität erzeugte Vulnerabilität sozialer Einheiten bezieht sich also sowohl auf elementare Aspekte, Komponenten und Funktionen gesellschaftlicher Infrastrukturen als auch auf Interpretationen und Wissensvorräte, auf deren Grundlage individuelle und kollektive Akteure soziale Ereignisse und soziale Prozesse als „disruptiv“ deuten. Und gleichermaßen fungieren disruptive Ereignisse ihrerseits wiederum als Generatoren von Krisendeutungen, auf die hin und durch die Resilienz zum Reflexionsbezugspunkt werden kann, und die somit wiederum die Identifizierung kritischer Wendepunkte und Schwellen für nachfolgende Prozesse auf den Weg bringen können.

Dabei können unterschiedliche Auslöser von disruptiven Ereignissen identifiziert werden und auch die Prozesse, die zu solchen Ereignissen führen, können verschiedene Formen annehmen. Es kann sich um externe Prozesse oder Ereignisse handeln, wie beispielsweise im Fall der dominant von sozialökologischen Studien analysierten Bedrohtheit von oder Exponiertheit gegenüber Naturkatastrophen, ebenso sind aber auch interne Turbulenzen in den Blick zu nehmen, wie (mitunter eng mit externen Prozessen verbundene) Koordinationsprobleme, Konflikt- und Konkurrenzkonstellationen etc. mit kumulativen Effekten (Adger 2006).

Von unterschiedlichen Auslösern und Veränderungsprozessen ausgehend stellt sich sodann die Frage nach den Charakteristika disruptiver Umbrüche. Auch diesbezüglich lassen sich unterschiedliche Konzeptualisierungen im Rahmen vorliegender soziologischer Analysen identifizieren. Dabei eint die verschiedenen Analysen, dass disruptive Ereignisse als (Zusammen-)Brüche, Erosionen, Anomalien, Zäsuren, Krisen oder gravierende Veränderungen verstanden werden können bzw. als solche gedeutet werden. Bei der weiteren Charakterisierung sind zunächst die räumlichen, sozialen und temporalen Strukturen der disruptiven Ereignisse bzw. Prozesse von Interesse. So können in räumlicher ebenso wie in sozialer Hinsicht verschiedene ‚Ausmaße‘ und Strukturen disruptiver

Umbrüche unterschieden werden. Überdies sind in temporaler Perspektive sowohl kurzfristige Prozesse als auch solche langer Dauer identifizierbar, die sich bspw. zu sich fortsetzenden, sich ggf. dynamisierenden Abwärtsspiralen entwickeln. Solche temporalen Bestimmungsfaktoren werden in der Resilienzforschung bislang vor allem mit Blick auf „fast and slow variables“ (Walker et al. 2006) untersucht.

Von zentraler Bedeutung für ein Verständnis disruptiver Ereignisse und Prozesse ist dabei die grundlegende Annahme, dass solche Prozesse immer auf vielfältige Weise miteinander und mit Prozessen auf anderen (räumlich, sozial, temporal zu bestimmenden) Analyseebenen verbunden sind, was im Kontext der Resilienzforschung zumindest in Ansätzen mit dem Konzept der „Panarchie“ einzufangen gesucht wird (Gunderson/Holling 2002). Eng verknüpft mit einer solchen multidimensionalen und v.a. multiprozessualen Perspektive auf disruptive Ereignisse sind soziologische Schwellenwertmodelle (Granovetter 1978), die Fragen danach eröffnen, an welchen kritischen (Zeit-)Punkten und *tipping points* (Brock 2004) Wandlungsprozesse entstehen, sich beschleunigen oder eine neue Qualität annehmen, so dass in der Tat von disruptiven Umbrüchen die Rede sein kann. Mit diesen verbinden sich Untersuchungen von Kaskadeneffekten und die Frage nach Nebenfolgen (Böschen et al. 2006; Endreß 2010), die unter anderem zur Differenzierung von disruptiven Umbrüchen in als solche intendierte und als nicht-intendierte, das heißt als Nebenfolgen zu verstehende, führen. Als intendierte Umbrüche lassen sich bspw. (politische) Revolutionen identifizieren (Eisenstadt 1978; Goldstone 2001), während nicht-intendierte disruptive Umbrüche stärker u.a. im Kontext der Katastrophentheorie in den Blick genommen werden, wo insbesondere Fehleinschätzungen, unvorhergesehene Effekte und Unzugänglichkeiten des Umgangs mit Herausforderungen (u.a. Nichtwissen) in den Fokus rücken. Es liegt dabei auf der Hand, dass intendierte und nicht-intendierte (Neben-)Folgen stets als auf vielfache Weise miteinander verwoben betrachtet werden müssen. Ebenfalls an die Analyse von Nebenfolgendynamiken knüpfen Untersuchungen an, die – im Kontrast zu evolutionären und teleologischen Perspektiven – auf die Nichtlinearität von Umbruchs- und Veränderungsprozessen aufmerksam machen. Hier sind insbesondere Fluktuationsmodelle, die schwankende Prozesse und ‚Energieniveaus‘ fokussieren, sowie bifurkationstheoretische Ansätze von Interesse, die die Frage danach stellen, was an Verzweigungspunkten geschieht.

Im Kontext dieser vielfältigen Perspektiven auf disruptiven Wandel und disruptive Umbrüche ist schließlich ein Ansatz der soziologischen Theoriebildung von besonderem Interesse: die

Transformationstheorie. Dabei ist zunächst anzumerken, dass sich unter dem Begriff der Transformation ganz unterschiedliche Ansätze versammeln, die, so Kollmorgen (2006), zum ersten „Gesellschaftstransformationen als eine Unterklasse überwölbender sozialer Wandlungsprozesse“ (Ebd., 9; vgl. auch Reißig 2009, 31) verstehen, zum zweiten den Transformationsbegriff zum Ausgangspunkt nehmen und „nach zuordenbaren Entwicklungsprozessen und Fallgruppen“ (Kollmorgen 2006, 9) fragen, sowie zum dritten Transformation als Überbegriff über „alle gravierenden und mindestens mittelfristigen sozialen Wandlungsprozesse“ (Ebd.) konzeptualisieren. Während Kollmorgen der zweiten Position folgt und für ihn „Gesellschaftstransformationen [...] von vornherein auf *gesamtgesellschaftlicher* Ebene an[setzen] und [...] auf einen Wechsel der konstitutiven Formbestimmtheiten gesellschaftlicher Re- und Neuproduktion“ (Ebd., 18) abzielen, ist eine solche gesamtgesellschaftliche Perspektive für die Zwecke einer soziologischen Theorie von Resilienz zwar nicht zwingend notwendig (und empirisch abhängig von der untersuchten resilienten Einheit), nichtsdestotrotz weist diese Begriffsbestimmung aber darauf hin, dass es in der Tat ganz spezifisch zu verstehende, umfassende Veränderungsprozesse jenseits bestehender, bislang konstitutiver Entwicklungspfade sind, die mit dem Begriff der Transformation in den Blick genommen werden können.

Für die Zwecke von Resilienzanalysen ist darüber hinaus auf zwei Ergänzungen der Transformationsperspektive hinzuweisen. Erstens gilt es, zwei Dimensionen des Begriffes zu unterscheiden, die sich aus einem nicht-essentialistischen, sozialkonstruktiv informierten Zugriff auf das Konzept der Resilienz ergeben: so ist Transformation einerseits als faktische Transformation im Sinne von Veränderungen zu verstehen und andererseits als Transformabilität im Sinne von Veränderbarkeit, Veränderungsfähigkeit oder Veränderungspotentialen, wobei sowohl faktische als auch potentielle Veränderung und der Übergang zwischen beiden Dimensionen immer auch als Zuschreibungsprozesse zu begreifen sind. Und zweitens gilt es, wie zuvor schon angeklungen, Transformation im Sinne einer Idee „diskontinuierlichen Wandels“, d.h. insbesondere mit Blick auf nicht-lineare Prozesse und Dynamiken zu analysieren (Moore 1964; Eisenstadt 1978; Bühl 1990), wie bspw. auch Müller und Schmid formulieren: „Zugleich müssen wir auch die Leitidee eines kontinuierlichen und geradlinigen Wandels, die uns das klassische Wandlungsparadigma nahelegen wollte, als einen wenig wahrscheinlichen Grenzfall erkennen. Schwellenwertmodelle, ‚kritische Massen‘, Katastrophen, unberechenbare Fluktuationen und Umbrüche und die nicht-lineare ‚Logik des Mißlingens‘ zeigen, daß wir ‚geradlinige‘ Wandlungsverläufe nur selten erwarten dürfen“ (Müller/Schmid 1995, 36).

Mit Blick auf die Entwicklung einer soziologischen Theorie von Resilienz ist das Transformationskonzept also insofern von Interesse, als es den nicht-linearen Wandel sozialer Einheiten beschreibt, ohne dass diese dabei zwangsläufig in ihrer Existenz oder ihrem Bestand per se bedroht sein müssen. Die Vorstellung multistabiler Zustände im Rahmen von Resilienzansätzen findet hier also unmittelbare Resonanz. In ‚ordnungsanalytischer‘ Hinsicht, d.h. mit Blickrichtung auf die transformierende Bestandserhaltung sozialer Einheiten nimmt die Grundthese der sozial-ökologischen Resilienzforschung überdies die genuin soziologische, insbesondere in der Auseinandersetzung mit dem frühen Werk von Talcott Parsons seitens der Konfliktsoziologie besonders akzentuierte Einsicht immer schon auf, dass sozialer Wandel als Modus der Bestandserhaltung zu begreifen ist („change as a requisite to persist“, Folke et al. 2010). Zusammenfassend lässt sich nach diesen Sondierungen ebenso wie im Anschluss an Michael Schmits (2014) jüngste Überlegungen zur Frage, ob und welche Ansätze es in der Soziologie zu einer ‚Theorie disruptiven Wandels‘ gibt, konstatieren, dass hier für die Disziplin eine Leerstelle zu identifizieren ist. Zwar liegen soziologische Vorarbeiten vor – insbesondere zur Idee „diskontinuierlichen Wandels“ –, von diesen wird aber die Frage disruptiver Prozesse und Umbrüche nicht systematisch analysiert.

2. Sondierungen

Auf Grundlage dieser Ausgangsüberlegungen soll nun der Versuch unternommen werden, eine für die Überführung des Resilienzkonzeptes in das analytische Repertoire der Soziologie trag- und anschlussfähige Perspektive zu skizzieren. **[2]** Für die soziologische Perspektive ist es dabei von besonderer Bedeutung, Resilienz prozessual zu begreifen. Dies ist bereits in den grundlegenden (sozial-)ökologischen Arbeiten zur Resilienz angelegt. So betont insbesondere das „adaptive (renewal) cycle“-Modell (Gunderson et al. 1995; Gunderson/Holling 2002; Holling 1986; Walker/Salt 2006: 74ff.) den beständigen Kreislauf zwischen Phasen von „growth“ bzw. „exploitation“ und „conservation“ (dem sogenannten „fore loop“ (bspw. Walker/Salt 2006: 81f.)) sowie von „collapse“ bzw. „release“ und „reorganization“ (dem sogenannten „back loop“ (ebd.)). Zudem wird im – in enger Verbindung mit dem Modell des „adaptive (renewal) cycle“ stehenden – Panarchiekonzept akzentuiert, dass verschiedene „adaptive cycles“ auf unterschiedlichen Ebenen im Sinne eines „nested set of adaptive cycles“ (Holling et al. 2002, 74) immer in Verbindung zueinander verstanden

[2] Für die Eröffnungspassage dieses Abschnitts greifen wir partiell auf Überlegungen zurück, die jüngst in anderem Zusammenhang erschienen sind: vgl. Endreß/Rampp 2014.

werden müssen, so dass sich die Prozessualität von Resilienz nicht nur auf ein einzelnes System, sondern auf einen komplexen („systemischen“) Gesamtzusammenhang, also auf ein Mehrebenenphänomen bezieht (Gunderson/Holling 2002). In diesem Kontext wird auf den Zusammenhang von spezifischer und allgemeiner Resilienz von „Einheiten“ (Folke et al. 2010) sowie auf Kaskadeneffekte (Anderies et al. 2006) und schließlich auf den Einfluss „langsamer“ und „schneller“ Variablen (Walker et al. 2012) aufmerksam gemacht, die allesamt Resilienzprozesse und ihre unterschiedlichen Tempi (Zeitschichten) und Ebenen („Räume“) in den Blick nehmen.

Selbst wenn man betont, wie dies typischerweise im Kontext einer auf sozio-ökologische Systeme konzentrierten Resilienzforschung der Fall ist, dass man es mit ebenso komplexen wie dynamischen Systemen auf mehreren Ebenen zu tun hat, so dass es für eine Resilienzperspektive einfach nur in einem *one-step*-Holismus um die Bestandserhaltung einer gesamten Einheit gehen kann, selbst dann stellt sich notwendig die Frage, mit Bezug auf welches *Was* denn jeweils Resilienz diagnostiziert werden soll bzw. werden kann. Offenkundig hat diese Annahme die Idee zur Voraussetzung, dass sich die unterschiedlichen Dimensionen von Resilienz auf einen „Kern“ der jeweils untersuchten Einheit beziehen, der im Falle entsprechender Strategien *ex ante* als erhaltenswert begriffen wird oder der *ex post* als sich de facto erhalten habend beschrieben werden kann. Dieser „Kern“ wird in der sozialökologischen Literatur bspw. als „function, structure, feedbacks, and therefore identity“ der entsprechenden Einheit umschrieben (Walker et al. 2004; Walker et al. 2006; Folke et al. 2010). Auch diese Ansätze vermögen jedoch die Frage nach dem „Kern“ der in den Blick genommenen Einheit nicht einfach zu beantworten, zumal wenn verschiedene Ebenen panarchisch miteinander verbunden werden. Für eine soziologische Theorie der Resilienz, die – einem Programm der Ent-Essentialisierung folgend – eine dezidiert sozialkonstruktive Perspektive einnimmt, erweist sich dieses Problem als umso bedeutsamer, als sich der „Kern“ einer sozialen Einheit nur schwer identifizieren, operationalisieren oder gar messen lässt. Nichtsdestotrotz ist mit dieser Frage aber ein wichtiges Forschungsdesiderat benannt, das für eine soziologische Theorie der Resilienz zu klären ist.

An die Problematik der Bestimmung bzw. der analytischen Konzeptualisierung des „Kerns“ einer sozialen Einheit knüpft sodann unmittelbar die Frage danach an, welcher Zusammenhang und welche (konfligierenden) Differenzen zwischen den im Rahmen von Resilienz-Ansätzen in den Blick genommenen Polen der Beharrung (hier im engeren Sinne verstanden in der Logik eines Bewältigungspotentials) auf der einen Seite und des Wandels (im Sinne eines Anpassungs- und insbesondere

Transformationspotentials) auf der anderen Seite bestehen. Damit verbunden ist auch die Frage nach Grenzwerten: Ab wann kann nicht mehr von einer (unter einer Kontinuität identifizierenden Resilienzperspektive beobachteten) Veränderung einer Einheit von einem (multi-)stabilen Zustand zu einem anderen (multi-)stabilen Zustand gesprochen werden? Das heißt, wann muss stattdessen ein radikaler Bruch angenommen werden, welcher das Ende der Existenz des jeweiligen ‚Kerns‘ der Einheit bedeutet? Eine Frage, die sich offenkundig nur in Verbindung mit der nach dem ‚Kern‘ der sozialen Einheit beantworten oder zumindest bearbeiten lässt und die mit Blick auf den Mehrwert einer Resilienzperspektive auf gesellschaftliche Prozesse – v.a. kontrastiv zu anderen Konzepten – von zentraler Bedeutung ist. Anders und mit Blick auf die hier leitende sozialkonstruktive Perspektive formuliert (dazu generell: Endreß 2008): Welche Kriterien der Zurechnung auf eine soziale Einheit werden jeweils mobilisiert und auf welche Weise plausibilisiert und in welchem Verhältnis stehen diese zu den Kriterien der Zurechnung auf einen sich als durchhaltend identifizierten ‚Kern‘?

Für eine mögliche Antwort auf diese Problemstellung geht dieser Beitrag davon aus, dass sowohl der Zusammenhang wie auch die Differenz von Beharrung und Wandel und die Frage nach dem ‚Kern‘ der resilienten Einheit als operativer Modus im Sinne einer „transformativen Autogenese“ konzipiert werden kann. Leitend soll die Idee einer Prozessperspektive jenseits von reiner Adaption, reinem Adjustment, reiner Autogenese und reiner Autopoiesis sein, die die historische Dynamik der Logik einer Strukturtransformation bei gleichzeitiger Strukturhaltung auf den Begriff bringen soll. Mit den skizzierten analytischen Problemen und Perspektiven sind also zwei zentrale systematische Fragen für eine soziologische Theorie von Resilienz verbunden: die nach der analytischen Konzeptualisierung des ‚Kerns‘ einer sozialen Einheit und die nach dem Zusammenhang von Beharrung und Wandel sowie den Grenzen des Wandels mit Blick auf die Transformationsdynamik des potentiell zu identifizierenden ‚Kerns‘. Zur Beantwortung dieser Fragen sind im Rahmen der soziologischen und sozialphänomenologischen Theorietradition vier konzeptionelle Angebote identifizierbar: die Prozesstypen der a) Adaption (bei Talcott Parsons), des b) Adjustment (bei Erving Goffman), der c) Autopoiesis (bei Niklas Luhmann) sowie der d) Autogenese (bei Heinrich Rombach und Erving Goffman). Diese sollen nachfolgend knapp skizziert und in ihrem Verhältnis zueinander sowie ihrer Relevanz für die angeführten Fragestellungen diskutiert werden.

Ad a) Im Werk von Talcott Parsons rückt das klassische „Problem sozialer Ordnung“ als Problem der nicht hinreichend wie vollständig gelösten Abstimmungsproblematik zwischen Akteuren

früh ins Zentrum der Sozialtheorie. Das diagnostizierte Koordinationsdefizit sucht Parsons über die Implementierung normativ verbindlicher Rollenkonzepte zu lösen, um den als erforderlich erachteten Zustand „statischen Gleichgewichts“ für Gesellschaften realisieren zu können (1951, 36); eines Gleichgewichts wechselseitig aufeinander zugeschnittener und wechselseitig erwartbarer Koordinationsformen (und Erwartungsstrukturen), deren übergreifende Ausrichtung auf einer geteilten normativ-kulturellen Leitwährung basiert. Konzeptionell orientiert Parsons sich mit diesen handlungsanalytischen Systematisierungen an sozialisationstheoretischen Überlegungen. Leitend bleibt dieser gleichgewichtsorientierte Fokus bei Parsons auch bezüglich der Analyse gesamtgesellschaftlicher Konstellationen, wenn die Adaptions- und Selbstreproduktionsfähigkeiten gerade moderner Gesellschaften unter dem Stichwort „adaptive upgrading“ im Zentrum der Beobachtung stehen (1966, 22).

Ad b) Auch in der Interaktionsanalyse von Erving Goffman geht es vorderhand um Anpassungsprozesse. Im Unterschied zu Parsons firmieren diese bei ihm allerdings nicht unter dem Etikett „adaption“, sondern sie werden als Prozesse des „adjustment“ ausgewiesen. Ob in dieser begrifflichen Varianz eine Differenz in der Sache liegt, ist hier nicht von vorrangigem Interesse, zumal der Bezugshorizont sowohl bei Parsons als auch bei Goffman jeweils zumindest teilweise die Analyse von Sozialisationsprozessen bildet. Als empirische Folie dient Goffman dabei die Analyse des Sozialisationsprozesses von Insassen in „totalen Institutionen“, für den er zwei Stufen bzw. Phasen unterscheidet: die primäre und die sekundäre Anpassung („primary adjustment“ und „secondary adjustment“ (1972, 185ff.)). Während Patienten bzw. Insassen in der ersten Phase des „primary adjustment“ in kooperativer Einstellung „zum ‚normalen‘, ‚programmierten‘ oder zugehörigen Mitglied“ (ebd., 185) der jeweiligen Einrichtung werden, verwandelt sich diese Einstellung in der zweiten Phase des „secondary adjustment“ in das strategische Verhaltensmuster einer gezielten Verletzung der bestehenden Ordnung und ihrer Regeln durch das Verfolgen nicht erlaubter Ziele mit nicht erlaubten Mitteln. Ein Handlungsmuster, das auf einer zweiten Ebene bis zu einem gewissen Grad jedoch wiederum objektiv den Zielen und Ordnungsinteressen der jeweiligen Einrichtung dient, insofern es Anlässe zur Herrschaftsausübung (Sanktionierung), für Kontrollmaßnahmen und damit zur bekräftigenden Wiederherstellung der etablierten Ordnung eröffnet. Es konstituiert sich also ein produktiv-reproduktives Wechselverhältnis von Ordnungsverletzung und Ordnungsaufrechterhaltung bzw. -bekräftigung.

Nimmt man die Prozesse von „adaption“ bei Parsons (in biologischer Grundierung) und „adjustment“ bei Goffman (in mental-kognitiver Akzentuierung) zusammenfassend in den Blick, so wird deutlich, dass beide von der übergeordneten Orientierung an einer normativen Ordnung leben bzw. auf diese konstitutiv bezogen sind. Entweder wird – wie bei Parsons – die Institutionalisierung einer sozio-kulturellen Ordnung als *conditio sine qua non* einer hinreichenden Handlungskoordination begriffen oder aber – so bei Goffman – eine bereits institutionalisierte sozio-kulturelle Ordnung dient als Reflexionshintergrund für die entsprechende Prozessanalyse. Damit sind beide Perspektiven im Kern teleologisch – entweder offen teleologisch oder aber geschlossen teleologisch – angelegt, und eben nicht, wie für unsere Zwecke erforderlich, als offener sozialer Prozess konzipiert. Zudem sind beide auf Prozesse bezogen, die keine disruptiven Brüche vorsehen bzw. stets im Kontext etablierter bzw. institutionalisierter Koordinierungsrahmen – zumindest im Prinzip – lösbar sind bzw. als lösbar betrachtet werden. Auf den ersten Blick scheinen damit beide Konzeptionsvorschläge keine unmittelbaren Anknüpfungspunkte für eine soziologische Theorie des Prozesstypus „Resilienz“ zu offerieren.

Ad c) Im Rahmen der kommunikationstheoretisch gewendeten Systemtheorie von Niklas Luhmann schließlich wird die hier in Frage stehende Theoriestelle mit dem Begriff der „Autopoiesis“ besetzt. Für Luhmann ist klar, dass „die Theorie gesellschaftlicher Evolution keine Theorie sein [kann], die es sich vornimmt, den Verlauf der Geschichte oder auch nur bestimmter Ereignisse kausal zu erklären. Die Zielvorstellung ist nur, ein theoretisches Schema für historische Untersuchungen bereitzustellen, das unter günstigen Umständen zur Einschränkung der möglicherweise kausal relevanten Ursachen führen kann“ (1997, 570). Entsprechend folgert Luhmann: „Eine Theorie der gesellschaftlichen Evolution verzichtet auf kausale Erklärungen [...]. Sie ersetzt das Kausalschema durch die Annahme zirkulärer evolutionärer Bedingungen“ (ebd., 572). Somit gilt: „Die Evolutionstheorie betont [...] die eher unwahrscheinliche, Gelegenheiten nutzende Tendenz zu Strukturänderungen, die, aufs Ganze gesehen, unwahrscheinliche Anlässe durch ihren Einbau in Systeme in Wahrscheinlichkeiten der Erhaltung und des Ausbaus ihrer Möglichkeiten transformieren“ (ebd., 573). Die von Luhmann zu ihrer Analyse genutzte Sequenz der Mechanismen bzw. das Unterscheidungsschema Variation-Selektion-Restabilisierung (ebd., 456ff.) ist somit konsequent zirkulär konstruiert. Ungeachtet aller Offenheitsrhetorik liegt damit – erklärtermaßen – ein Modell „operativer Geschlossenheit“ vor, insofern autopoietische Systeme als solche verstanden werden, „die nicht nur

ihre Strukturen, sondern auch die Elemente, aus denen sie bestehen, im Netzwerk eben dieser Elemente selbst erzeugen“ (ebd., 65). Diese operative Geschlossenheit ist intern konsequent relational gedacht und zugleich auf einen *modus operandi* als ‚Kern‘ bezogen: „Autopoiesis ist [...] ein für das jeweilige System invariantes Prinzip“ (ebd., 66).

Insofern für das Resilienz-Konzept der Bezug auf disruptive Ereignisse oder Prozesse zentral ist, denen das Potential zur Bestandsgefährdung der von ihnen betroffenen Einheiten immanent ist, muss es eine mögliche Soziologisierung des Konzepts vermeiden, dieses in Form einer reproduktiven Geschlossenheit zu konzipieren. Und eine solche ist für das systemtheoretische Konzept der Autopoiesis deshalb zu konstatieren, weil hier das System selbst jeweils nur alle diejenigen Elemente erzeugt, die der Selbstreproduktion des Systems dienen bzw. auf deren Grundlage dann der Systemreproduktionsprozess stattfindet. Genau in diesem Sinne werden Systeme von Luhmann als operativ geschlossen konzipiert und beschrieben.

Darüber hinaus sind es aber wohl vor allem zwei weitere Aspekte von Luhmanns Theorie, die für die Zwecke einer soziologischen Resilienztheorie einer Revision bedürfen: zum einen das ausschließlich differenzierungstheoretische Verständnis von sozialen Prozessen; zum anderen das objektive teleologische Verständnis von Evolution – wiederum aufgrund seines differenzierungstheoretischen Zuschnitts: das „Ergebnis von Evolution“, so Luhmann, ist stets „Ermöglichung höherer Komplexität“ (ebd., 505). Genau dieses Verständnis zeitigt nachhaltige Konsequenzen für Luhmanns Verständnis von Stabilität: „In systemtheoretischer Terminologie nennt man den relativ raschen Übergang eines Systems zu einem anderen Prinzip der Stabilität eine Katastrophe“ (ebd., 655). Entsprechend der differenzierungstheoretischen Beobachtungsausrichtung der Systemtheorie ist jeder Wechsel der primären Form gesellschaftlicher Differenzierung als Katastrophe zu apostrophieren. Eine derartige analytische Voreinstellung auf soziale Prozesse und die Phasierung historischer Zeit müsste eine soziologische Resilienztheorie vermeiden und entsprechend müssten u.E. soziale Prozesse als strukturierte Ereignisfolgen objektiver Möglichkeiten auch konzipierbar sein, ohne diese sowohl differenzierungsanalytisch engzuführen wie auch prozessual auf fortschreitende Differenzierung zuzuspitzen.

Ad d) Die vorstehenden – notgedrungen skizzenhaften – Bemerkungen zu Luhmann und dem im Typus der „Autopoiesis“ angedachten Prozess der kontinuierlichen Selbst(re)produktion aller Elemente und Relationen von als kommunikative Operationen begriffenen Systeme führen erneut

zurück zu den zuvor skizzierten Überlegungen von Goffman. Goffman konzentriert sein Forschungsinteresse auf die ‚Logik‘ von Interaktionsgeschichten. In diesem Sinne arbeitet er, wie insbesondere Srubar (1994) festgestellt hat, den Prozess der sozialen Selbstorganisation, der Autogenese sozialer Ordnung feinanalytisch heraus. Handlungen, verstanden als Zeichen, verweisen demzufolge stets auf einen Kontext („Rahmen“), der ihre Interpretierbarkeit ebenso wie die Orientierbarkeit durch sie in Situationen begründet (Goffman 1974, 184f.). Insofern nun der Sinn einer Handlung von ego in der Antwort auf diese von alter besteht, ist dieser Kontext seinerseits als sequentielle Verkettung von Handlungsanschlüssen zu verstehen. Im Zuge von Handlungsverkettungen bzw. Interaktionsabfolgen entstehen also Rahmen bzw. Kontexte, die den ‚individuellen‘ Handlungen gegenüber emergente Phänomene sind. Mit diesem Zugriff gelingt es Goffman, die Genese sozialer Konstellationen bzw. Konfigurationen mikroskopisch zu veranschaulichen.

In eben diesem Sinne spricht Goffman an anderer Stelle vom „rekursiven Charakter“ menschlichen Verhaltens: „Das Individuum umreißt ein Selbst, kommentiert dieses sein Tun und kommentiert sein Kommentieren, während die anderen den ganzen Vorgang bei ihrer Beurteilung seiner Person berücksichtigen, was er selbst dann wiederum berücksichtigen kann bei der Revision seiner Ansicht über es selbst“ (ebd., 442f.). Der vorliegende Rahmen bietet nicht die Möglichkeit, weiterführend in Detailanalysen der Argumentation Goffmans einzutreten. Aber diese Aufmerksamkeit auf das Konzept der Autogenese eröffnet zugleich die Chance zur Aufnahme einer vielfach unbeachtet gebliebenen, im Kern zeitgleich – und d.h. zugleich ein gutes Jahrzehnt vor Luhmanns autopoietischem Erstling (1984) – erschienenen philosophischen Theorie, der sog. Strukturphänomenologie von Heinrich Rombach, die ihrerseits ein Modell von Autogenese, also eine Vorstellung der Selbsterzeugung bzw. Selbsterschaffung, hier: von sozialen Zusammenhängen, ins theoretisch-konzeptionelle Zentrum rückt (vgl. dazu u.a. Rombach 1971, 1990, 1994; Gross 1989).

Rombach bestimmt die Ergebnisse bzw. Produkte autogenetischer Prozesse als „Strukturen“: „Strukturen entstehen allein dort, wo ein Ganzes so durchbestimmt ist, daß sich kein Teil aus sich selbst oder von außen, sondern alle Stellen nur aus dem Ganzen verstehen“ (1971, 31). Strukturen, so ist aufgrund dieser Bestimmung festzuhalten, werden von Rombach – wie später dann auch von Luhmann – als komplexe konstitutive Relationitäten gefasst. Das ‚Ganze‘ als Struktur ist damit zugleich Prozess bzw. realisiert sich ausschließlich als und im Prozess. Struktur und Dynamik bilden diesem Verständnis zufolge keine Gegenbegriffe, sondern sie sind wechselseitig durcheinander bestimmt;

d.h. Struktur wird als Dynamik begriffen, was in den Konzepten der „Strukturgenese“ (ebd., 221ff.) bzw. „Soziogenese“ (1994, 285ff.) wie des „Strukturgeschehens“ seinen begrifflichen Ausdruck bei Rombach findet (1971, 75ff.). Wenn also auch der Autopoiesis-Konzeption von Luhmann Prozessualität – über den Komplexitätsaufbau zum Zwecke der Komplexitätsreduktion – immanent ist, so stehen in Rombachs Strukturtheorie bzw. Strukturphänomenologie mit ihrer Konzentration auf Phänomene der „Strukturgenese“ doch deutlich ausgeprägter Prozesse des Werdens und Vergehens im Zentrum der Analyse (vgl. auch Schinkel 2006, 121f.). Diese Typik verdankt sich zwar dem teleologischen Zuschnitt von Rombachs Denken, insofern „Gelingen“ für ihn das zentrale Kriterium der Strukturgenese darstellt (1971, 267, 271; 1994, 21), aber sie ist u.E. an diese positive Konnotation nicht notwendig gebunden, da sie nicht nur im Spannungsfeld zum „Mißlingen“ bei Rombach selbst steht, **[3]** sondern sich Gelingen ebenso temporalisiert denken lässt. Darin müsste – möglicherweise entgegen Rombachs erklärtem Selbstverständnis – auch der Sinn des Konzepts der „Strukturdynamik“ liegen, insofern dieses auf permanente „Rekonstitution“ („Korrektur“) zugeschnitten ist: „Rekonstitution bedeutet, daß sich die Struktur in gewisser Weise ständig neu erstellt und darum immer befähigt ist, auf veränderte Bedingungen zu reagieren“ (1971, 83). Auch diese Argumentationsfigur wird dann bei Luhmann erneut entdeckt.

Im vorliegenden Zusammenhang ist es weder möglich noch auch erforderlich, sämtliche Implikationen und Probleme der Theorie Rombachs – wie etwa dasjenige des Anfangs – zu erörtern, aber im Verhältnis bzw. in der Spannung und/oder Opposition von Autogenese und Autopoiesis scheint auf Grundlage der vorstehenden Bemerkungen doch ein Weg zur soziologischen Konzeptualisierung des Prozesstypus „Resilienz“ identifizierbar. Der Versuch einer soziologischen Konzeptualisierung des Resilienz-Konzeptes bezieht sich auf soziale ‚Ordnungen‘ bzw. Einheiten, weshalb nachfolgend der Begriff der Autogenese zur Anwendung kommt. Wird im Rahmen seiner soziologischen Aufnahme Resilienz konsequent als Prozess verstanden, dann verweist dieser – gerade angesichts der zuvor ins Zentrum gerückten Frage nach der Identifizierung eines ‚Kerns‘ **[4]** – auf die bestandserhaltende Veränderung einer sozialen Einheit aufgrund ‚eigener‘ Potentiale, die selbst aber nicht als a priori verfügbare Ressourcen zu konzipieren sind und ebenso wenig in ihren Effekten und den resultierenden Prozessdynamiken abschätzbar sind. Um diesen Aspekten für eine Soziologisierung des Resilienz-Konzeptes adäquaten Ausdruck zu verleihen, soll nachfolgend für den Prozesstypus von Resilienz die Figur einer „transformativen Autogenese“ eingeführt werden.

[3] Zudem muss im Blick behalten werden, dass ebenso die Beobachtung sozialer Einheiten unter dem Etikett „Resilienz“ eine (wie auch immer akzentuierte) Qualitätsaussage impliziert.

[4] Eine Frage, die ebenso Goffman selbst stellt (1977, 617f.), und die er knapp mit dem Hinweis auf Prozessualität beantwortet.

3. Transformative Autogenese – Zur Konturierung einer Theoriefigur

Für die gesuchte Theoriefigur gilt es, ein angesichts je aktueller Herausforderungen im Zuge von Veränderungsprozessen kontinuierlich sich bildendes ‚Bearbeitungszentrum‘ (das selbst wiederum als Prozess zu verstehen ist) zu konzipieren, welches gewissermaßen als sich selbst prozessierender (temporaler) Identitäts- bzw. Identifikationskern [5] zu denken ist. Die theoretische Vermutung geht, wie ausgeführt, dahin, für die Zwecke soziologischer Theoriebildung diesen operativen Modus als „transformative Autogenese“ im Sinne einer Logik der Strukturtransformation bei gleichzeitiger Strukturserhaltung zu konzipieren. Es geht also angesichts disruptiven Wandels um die Erarbeitung einer Perspektive jenseits einfacher Kontinuität und vollständiger Diskontinuität.

Ein solcher Identitäts- bzw. Identifikationskern spielt, wie zuvor mit Blick auf seine Bestimmung als „function, structure, feedbacks, and therefore identity“ (Walker et al. 2004; Walker et al. 2006; Folke et al. 2010) bereits angesprochen wurde, zumindest implizit auch bei bisherigen Arbeiten aus dem Bereich der Sozialökologie eine die Analysen anleitende Rolle, ohne dass der theoretischen Konzeptualisierung eines solchen Kerns dabei bislang systematisch nachgegangen wurde. Angesprochen und diskutiert wird dieser Themenkomplex nur vereinzelt, wie bspw. von Cumming und Collier (2005). Unter Rückgriff auf philosophische Analysen, die von den Autoren mit einer Darstellung der Problemstellung des Schiffs des Theseus eingeleitet werden, gehen sie sowohl der Frage nach der Identität komplexer Systeme unter Bedingungen des Wandels als auch der sich daran anschließenden Frage nach ‚Metamodellen‘ des Wandels nach. Mit Blick auf das Konzept der Identität machen Cumming und Collier auf dessen Ambiguität sowohl hinsichtlich zeitlicher als auch räumlicher Dynamiken aufmerksam. Daran anknüpfend weisen sie bezüglich der im Forschungsprozess zu fokussierenden Aspekte der Identität eines Systems – bzw. der Elemente, die in einer Analyse als relevant für die jeweilige Identitätszuschreibung angenommen werden – auf die Bedeutung mehrerer, miteinander verknüpfter, Aspekte hin: die einzelnen Komponenten des Systems, den Zusammenhang dieser Komponenten, den Ort sowie den räumlichen Kontext des Systems und die Rolle räumlicher Konstanz, sowie schließlich auf den zeitlichen (dynamisch zu denkenden) Kontext der jeweiligen Identität bzw. Identitätszuschreibung. Aufbauend auf dieser Darstellung unterscheiden sie verschiedene Metamodelle des Wandels komplexer Systeme: neben dem Modell des „adaptive

[5] Die Notwendigkeit der Differenzierung von Identitäts- und Identifikationskern wird im Nachfolgenden erläutert.

(renewal) cycle“, das den Resilienzansatz anleitet, die Modelle des „random walk“, des „replacement“, der „succession“ und schließlich der „dynamic limitation“. Überdies weisen Cumming und Collier auf das Modell der „system evolution“ hin, verfolgen dieses in ihren Überlegungen aber nicht weiter, da sie davon ausgehen, dass es für die von ihnen untersuchten umfassenden Systemdynamiken nicht relevant sei (im Kontrast zu Wandlungsprozessen einzelner Elemente des Systems). [6]

Während die Modelle des „random walk“ (d.h. des unvorhersehbaren, zufälligen Wandels, ohne dass die Identität des Systems bestehen bleibt) und des „replacement“ (d.h. die Ersetzung eines Systems durch ein anderes, wobei sich die Identität des Systems wandelt) für unsere Zwecke nachrangig sind, da in diesen die Identität des Systems nicht gewahrt bleibt, stellt sich dies bei den Modellen des „adaptive (renewal) cycle“, der „succession“, der „dynamic limitation“ sowie der „system evolution“ prima facie anders dar. Diese sprechen wichtige Aspekte der Frage nach dem ‚Kern‘ sozialer Einheiten und ihrer Resilienz an. So geht das Modell des zuvor bereits angesprochenen „adaptive (renewal) cycle“ davon aus, dass Systeme sich zwar wandeln können und ihre Identität multiple stabile Zustände annehmen kann, nichtsdestotrotz ist dabei aber die Hypothese leitend, dass eine ‚Kernidentität‘ bestehen bleibt. Ähnlich ist es im Fall des „succession“-Modells. Dieses beschreibt Cumming und Collier zufolge eine grundlegende Dynamik, auf die das Modell des „adaptive (renewal) cycle“ aufbaut. So bleibt auch hier die Identität des Systems grundsätzlich bestehen, die konkrete Systemausprägung wandelt sich aber dadurch, dass sie von einer nachfolgenden ‚beerbt‘ wird. Im Kontrast zum „adaptive (renewal) cycle“ wird das Modell dabei weniger zirkulär und ohne die Notwendigkeit von „collapse“- bzw. „release“- sowie „reorganization“-Phasen (also den „back loop“) gedacht, sondern der Fokus liegt demgegenüber auf der akkumulativen Entwicklung im „fore loop“, d.h. auf den Phasen von „growth“ bzw. „exploitation“ und „conservation“. Auch das Modell der dynamic limitation geht von einer Bestandserhaltung der Identität aus, wobei Cumming und Collier hier eine andere Dynamik als beim „adaptive (renewal) cycle“ und bei der „succession“ herausarbeiten. So wird dieses Modell – wie das der „succession“ – zwar ebenfalls nicht zirkulär gedacht, überdies lassen sich bei entsprechenden Dynamiken aber auch keine stringenten Prozesse der Akkumulation oder der Reorganisation identifizieren. Vielmehr zeichnen sich die hier in den Blick genommenen Dynamiken dadurch aus, dass sich die Grenzen eines Systems beständig verändern, d.h. dass sich diese immer wieder erweitern, aber auch immer wieder zurückziehen: „limitation comprises a set of forward and backward movements as if between two dance partners,

[6] Allerdings deuten die Autoren an, dass die Relevanz dieses Modells im Kontext sozialer Prozesse ggf. größer sein könnte.

with an occasional ‚explosion‘ or release when constraints are removed“ (Ebd.). Somit befindet sich die Identität eines Systems hier zwar im andauernden Wandel, wird aber zumindest grundlegend beibehalten. Dies ist schließlich auch im Modell der „system evolution“ der Fall, das sich durch ein Zusammenspiel von Variation (bzw. Mutation) und Selektion auszeichnet. Cumming und Collier erachten dieses Modell als potentiell tauglich auch für die Analyse gesellschaftlicher Wandlungsprozesse und identifizieren dabei sogar die Möglichkeit des Auftretens kladogenetischer Prozesse, machen zugleich aber deutlich, dass die Übertragung eines biologischen Evolutionsmodells auf den Bereich sozialer Prozesse nur bedingt überzeugen könne (ohne dabei auf soziologische Evolutionsmodelle einzugehen, wie sie von uns zuvor angesprochen wurden).

Diese Modelle und ersten analytischen Bestimmungen können für die Zwecke der Entwicklung eines Verständnisses von Resilienz als Prozess transformativer Autogenese als grundlegende Anhalts- und Ausgangspunkte dienen. Unseres Erachtens muss der Frage nach der gerade durch Veränderungsprozesse ermöglichten und charakterisierten Existenzsicherung bzw. Bestandserhaltung eines Identitäts- bzw. Identifikations-Kerns aber noch weiter nachgegangen werden. Insbesondere gilt es, sie mit Blick auf ein dezidiert soziologisches Konzept sozialer Resilienz weiterzuentwickeln. Dabei stellt sich die von Cumming und Collier diskutierte Frage danach, was denn die Identität eines Systems ausmache, mit Blick auf ein ent-essentialisiertes Verständnis von sozialen Einheiten als noch komplexer dar, weshalb die diskutierten Modelle für diesen Kontext als nicht ausreichend erscheinen.

Um die historische Dynamik einer Strukturtransformation bei gleichzeitiger Strukturhaltung soziologisch-konzeptionell zu erfassen und die Figur der „transformativen Autogenese“ konturieren zu können, lässt sich sowohl an Goffmans Idee der Autogenese sozialer Ordnungen wie an Rombachs Idee der Strukturpolitik anschließen. Neben der für beide Autoren leitenden Vorstellung eines autogenetischen Produktionsprozesses des Sozialen sind es insbesondere die jeweiligen Erweiterungen – bei Goffman der Gedanke der Externität konstitutiver Momente bzw. Elemente [7], bei Rombach der Gedanke der permanenten (Re-)Konstitution, also der Dauer-Innovativität – die für eine solche Explikation leitend sein können. Diese Bestimmungen führen u.E. zu der Konsequenz, auch den ‚Kern‘ bzw. das ‚Zentrum‘ von unter einer Resilienzperspektive beobachteten sozio-historischen Prozessen selbst als Prozess zu verstehen, wie dies ja auch bei Luhmann angedacht ist. Erst solchermaßen scheint ein soziologischer Zugriff der immanenten Perspektivität seines Beobachtens auch

[7] Vgl. auch Srubar (1994, 113f.): „Angesichts des spezifischen Falls der sozialen Ordnung scheint es angebrachter zu sein, von einer Autogenese zu reden, um damit einen Prozeß der sich selbst erhaltenden Organisation einer Ordnung zu bezeichnen, dessen konstitutive Momente aber nicht gänzlich Produkte dieser Organisation sind.“

konzeptionell gerecht werden zu können. Diese scheinbare Paradoxie lässt sich aber eben nicht einfach als Autopoiesis begreifen, da der Prozess nicht wesentlich – wie bei Luhmann – auf Bestandsreproduktion hin beobachtet wird, und auch nicht – so unter dem Label der Autogenese – lediglich mit Blick auf die Reproduktionsdynamik fokussiert wird, sondern er wird u.E. angemessener als Prozess transformativer Autogenese begriffen, weil er seinen ‚Kern‘ in der Dynamik seiner Veränderung findet, deren ‚Telos‘ ausschließlich in der Ermöglichung einer weiteren (ggf. neuen) Beobachtungsperspektive liegt, die Kontinuitätsdiagnosen erlaubt. Entsprechend kann im vermeintlich radikal Anderen ebenso das transformiert Identische beobachtbar sein.

In einer solchen prozessualen und sozialkonstruktiven Perspektive erscheint der analytische Zugriff auf diesen Kern über das Konzept der *Identität*, wie es bislang im Rahmen der (sozialökologisch geprägten) Resilienzforschung (wenn auch nicht systematisch) dominant der Fall ist (Walker et al. 2004; Walker et al. 2006; Folke et al. 2010), problematisch. Stattdessen ist es angemessener und zielführender, von Identifikation bzw. Identifikationsprozessen zu sprechen. Insofern meint die Idee transformativer Autogenese – so lässt sich in einem ersten Schritt zuspitzen – das bezogen auf eine Beobachtungseinheit identifizierte (jedoch nicht als ‚endgültig‘ gedachte) ‚Gelingen‘ des Umgangs einer sozialen Einheit oder Konfiguration mit Bedrohungen, Störungen, Krisen im Zuge der internen ‚Reorganisierung‘ von ‚Identifikationsoptionen‘.

Aus sozialkonstruktiver Perspektive ist diese Unterscheidung von Identität und Identifikationsprozessen deshalb von Bedeutung, um essentialistische Verkürzungen zu vermeiden, die von einem mehr oder weniger starren, als ‚natürlich‘ gegeben konzipierten (Identitäts-)Kern ausgehen. Dagegen erscheint es notwendig, im Kontext von als flexibel angenommenen Identifikationsprozessen die zentrale Rolle dynamischer und dialektisch miteinander verbundener Selbst- und Fremdbeobachtungen bzw. -deutungen hervorzuheben. Das heißt, wir verstehen den in Frage stehenden Kern als stets (re-)produzierte Identifikation, die potentiell durchaus beharrlich und langfristig angelegt sein kann (und entsprechend die Relevanz eines solchen Kern nicht in relativistischer Optik verneint), die aber eben weder als solche einfach gegeben noch per se auf Dauer gestellt ist – insbesondere nicht im Kontext disruptiver Ereignisse und Erfahrungen. Die Genese von Identifikationen lässt sich dabei, wie zuvor angedeutet, in enger Anknüpfung an Goffman konzipieren, indem Selbstdeutungen immer mit (rekursivem) Bezug auf Fremddeutungen und eng verbunden mit den jeweiligen Rahmenbedingungen gedacht werden, indem also die Rolle externer – für die Identifikation aber

konstitutiver – Elemente in den Blick genommen wird.

Mit einer solchen sozialkonstruktiven Optik geht unmittelbar die Notwendigkeit des Verständnisses von Identifikationen als Identifikationsprozessen einher. Selbst- und Fremddeutungen werden so als dynamischer, nie abgeschlossener Prozess verstanden, der überdies gerade in Anbetracht disruptiver Ereignisse und Erfahrungen als nicht-linear charakterisiert werden kann und dessen (zumindest vorübergehendes) Produkt fragil bleibt. Der Kern selbst bestimmt sich also durch (unterschiedlich ausgeprägte) Transformationsprozesse. Und damit muss dann auch Resilienz als ein Prozess transformativer Autogenese, als ein operativer Modus verstanden werden. In diesem Sinne kann der Kern, also die Identifikation einer als resilient verstandenen Einheit, als solcher nie ausschließlich als beharrend verstanden werden, sondern muss immer auch innovative Elemente in sich tragen – oder um es mit anderen Begrifflichkeiten auszudrücken: Resilienz bedeutet zwar *auch* „persistence“ bzw. „coping capacities“, notwendigerweise aber ebenso „adaptability“ bzw. „adaptive capacities“ sowie „transformability“ bzw. „transformative capacities“, da die konstitutiven Bezugspunkte der Resilienzperspektive ansonsten aus dem Blick geraten würden (Folke et al. 2010; Keck/Sakdapolrak 2013; Lorenz 2013). Das hier vertretene Verständnis von Resilienz als Prozess transformativer Autogenese greift insofern auf die grundlegende Konzeption multistabiler Zustände, wie sie bereits von Holling im Kontext des Ansatzes einer „ecological resilience“ (Holling 1973, 1996) entwickelt wurde, zurück, stellt diese aber noch stärker ins Zentrum der Analyse. Entsprechend wird die Auffassung vertreten, dass Resilienz eben nicht die Bestandserhaltung eines Kerns *trotz* Transformation, sondern *gerade durch* Transformation bedeutet. Und zwar aufgrund der Eröffnung anderer bzw. veränderter Beobachtungsperspektiven; es handelt sich also um transformative Prozesse, die auch den Kern selbst beständig (re-)produzieren und aktualisieren, womit die Verbindung zu Rombachs Figur einer auf Dauerinnovativität und Prozessualität abstellenden „Strukturgenese“ deutlich wird. [8]

Wenn nun transformatorische Prozesse nicht nur ein potentiell Element der Resilienz eines (Identifikations-)Kerns, sondern sogar ein notwendiger und zentraler Bestandteil dieser sind, dann stellt sich offenkundig die Frage, wie man sich einen solchen Kern – abgesehen vom Fall der Beendigung seiner Existenz – als *nicht* resilient vorstellen kann. Dies ist eine wesentliche Frage, denn wird sie nicht gestellt, würde dies bedeuten, dass jenseits umfassenden Scheiterns der in Frage stehenden Einheiten letztlich alles resilient wäre, was den analytischen Nutzen des Konzepts grundlegend in

[8] Entsprechend vermag diese Perspektive auch die differenzierungsanalytische Engführung der Gesellschaftstheorie Luhmanns sozialtheoretisch aufzuheben.

Frage stellen würde. Um sich einer Beantwortung dieser Frage analytisch nähern zu können, ist es notwendig, den hier zur Verwendung kommenden Transformationsbegriff, der den Wechsel von einem (mehr oder weniger) stabilen Zustand zu einem anderen beschreibt, klar von einem Transformationsverständnis zu unterscheiden, welches einen grundlegenden Wandel des (Identifikations-)Kerns meint. Ein solcher grundlegender Wandel würde bedeuten, dass hier nicht mehr vom selben (wenn auch transformierten) Kern gesprochen werden kann, dass also bislang verfolgte ‚Pfade‘ radikal verlassen wurden – und deshalb auch nicht von Resilienz die Rede sein kann. Eine solche Differenzierung ist mit Blick auf die zuvor dargestellte Betonung des (nicht-essentialistischen) Konstruktionscharakters und der Prozessualität des (Identifikations-)Kerns offenkundig schwierig, zumal auch die Grenzwerte – oder eher: Grenzbereiche –, die als ‚resilient‘ oder eben als ‚nicht-resilient‘ beobachtbare soziale Veränderungen differenzieren, selbst (als Resultate von Grenzziehungsprozessen) dynamisch zu denken sind. Die Frage, um welche Form des Wandels es sich handelt, ist nur *ex post* empirisch im jeweils spezifischen Fall beantwortbar.

Nun kommt eine sozialkonstruktiv angeleitete soziologische Resilienztheorie nicht ohne eine Klärung ihres Verhältnisses zum Erwartungskonzept aus; eines Erwartungskonzepts, das sowohl bei Goffman als auch bei Luhmann eine jeweils zentrale Rolle spielt. Zu fragen ist dabei wohl ein Doppeltes: Einerseits, inwiefern sich die Beobachtung sozialer Einheiten unter der Perspektive Resilienz auf Erwartungskontinuitäten bzw. -bestätigungen stützt, andererseits, inwieweit und in welcher Form die Beobachtung disruptiven Wandels nicht nur die Enttäuschung von Erwartungen impliziert, sondern ggf. auch erwartungstranzendierend zu denken ist. Insofern Erwartungen nur in soziohistorischen Grenzfällen pointillistisch auf singuläre Ereignisse und Konstellationen zugeschnitten sind, ansonsten aber nicht nur generalisiert, sondern in der Regel auch auf einen objektiven Möglichkeitshorizont des Erwartbaren bezogen sind und damit Bahnungseffekte implizieren, wird mit ihnen typischerweise zugleich ihre potentielle Enttäuschbarkeit mit erwartet. Diese zuvor bereits angesprochene Heterogenitäts- oder Ambiguitätstoleranz greift nun aber im Falle disruptiver Umbrüche nicht mehr. Hier sprengen Tempo wie Transformationsintensität typischerweise den Horizont des als möglich Vorgestellten – zumindest im Prinzip. Aber Erwartungen bzw. Erwartungssysteme (hier in Analogie zu Alfred Schütz‘ Rede von Relevanzsystemen gebraucht) weisen eine interne Zeitlichkeit auf: Sie kennen ihrerseits Zeitschichten kürzerer, mittlerer oder längerer Dauer, die sich mit je eigenen Graden von Irritierbarkeit (Ambiguitätstoleranz) wie Stabilitätsunterstellung verbinden

und solchermaßen Zeitstrukturen über die Bestimmung je spezifischer Grenz- und Schwellenwerte (*tipping points*) konstituieren. Es kommt also darauf an, entsprechende Schichten von Irritation und Enttäuschung sowie insbesondere von den darauf jeweils bezogenen Modi der Irritations- bzw. Enttäuschungsbearbeitung zu identifizieren. Diese Modi sind danach zu unterscheiden, inwieweit sie sich innerhalb oder außerhalb der Erwartungen von als Orientierungshorizonten fungierenden Relevanzsystemen bewegen. In der Ausarbeitung einer entsprechenden Analytik sehen wir aktuell die vornehmliche Aufgabe für die Entwicklung einer sozialkonstruktiv orientierten soziologischen Resilienztheorie.

Die vorstehenden Überlegungen sind, dem Anliegen dieses Beitrages entsprechend, bewusst abstrakt-theoretisch gehalten. Gleichwohl sollen hier abschließend erste Hinweise auf eine beispielhafte Illustration der angedachten Prozessfigur der transformativen Autogenese ebenso wie auf den empirischen Mehrwert einer Resilienzperspektive für die Soziologie gegeben werden. Die Figur der transformativen Autogenese kann sich bspw. auf individuelle Prozesse wie die der Adoleszenz (Pubertät) oder auf von als Traumata beschriebene Erfahrungskonstellationen beziehen. Vor allem aber, darauf liegt der Akzent des vorliegenden Beitrages, eröffnet sie der Soziologie analytische Chancen mit Blick auf gesellschaftliche Transformationsprozesse bspw. im Verlauf von Generationenwechseln oder aber hinsichtlich politischer wie auch ökonomischer Umbrüche – jeweils im Gefolge von als disruptiv erfahrenen und beschriebenen historischen Ereignissen. In allen diesen Fällen werden metatheoretisch in der Perspektive längerer Dauer reklamierte Identifikationserwartungen über als disruptiv beschriebene bzw. gedeutete Umbrüche hinweg konzeptionell reorganisiert und in Bezug auf Ereignisse unterschiedlicher Zeitschichten neu komponiert – durch die Reorganisation bisheriger oder die Einführung neuer Beobachtungsperspektiven. Das gilt im Falle des individuellen Durchlaufens der Adoleszenzphase mit Blick auf den Rekurs auf einzelne, *ex post* als besonders bedeutsam ausgezeichnete Erfahrungen ebenso wie für familiäre biographische Muster, die kontinuiert werden, sich wiederholen oder ähnliches. Vergleichbares gilt auch für die Veränderungen von Gesellschaften im Zuge von Generationenfolgen oder Strukturveränderungen, wobei hier die Zurechnung aufgrund institutionalisierter Bezugspunkte und etablierter Deutungsschemata (nationalstaatliche Grenzen, bürokratische Mechanismen etc.) in umfassenderem Maße vorgeprägt ist. Gleichwohl erfolgt in beiden Hinsichten objektiv im Horizont der Annahme multistabiler Zustände eine Kontinuität unterstellende Zurechnung gerade aufgrund markanter Transformationen, die in der individuellen und/

oder gesellschaftlichen Selbst- wie Fremddeutung typischerweise als disruptiv beobachtet werden.

Inwiefern birgt ein entsprechend verstandenes Konzept der Resilienz nun einen potentiellen analytischen Mehrwert gegenüber bereits vorliegenden Konzepten? Dieser scheint vor allem in der (verbindenden) Analyse sowohl von Aspekten der Beharrung als auch solchen der Transformation zu liegen. Dabei stellt das Konzept der Resilienz eine Perspektive zur Verfügung, mit der es potentiell gelingen kann, beide ‚Pole‘ nicht nur als differenzierte, ggf. einander ausschließende, Phänomene zu berücksichtigen, sondern sie vielmehr analytisch produktiv miteinander zu verbinden, d.h. sie in ihrer Gleichzeitigkeit – und mehr noch: in ihrer notwendigen engen Verknüpfung und gegenseitigen Bedingtheit – verstehen zu können. Der konzeptionelle wie empirische Ertrag eines für die Zwecke soziologischer Analyse revidierten Resilienzbegriffs lässt sich daher zusammenfassend in vier Punkten bündeln: Er ermöglicht es erstens, den Blick auf eine Form sozialer Prozesse zu lenken, die sich als nicht-linear, disruptiv und Mehrebenenphänomene mit multistabilen Zuständen nicht einfach auf die Alternative von Bruch oder Innovation (das „Neue“) zuspitzen lassen; er eröffnet damit zweitens eine konzeptionelle Chance zur veränderten Phasierung historischer gesellschaftlicher und sozialer Prozesse; er stellt drittens eine konsequent sozialkonstruktive Perspektive auf soziale Veränderungsprozesse bereit; und er eröffnet solchermaßen viertens eine Reflexivierung der soziologischen Beobachtung sozialer Prozesse und der Diagnose von Beharrung und Transformation. Ein solcher analytischer Zugriff ist mit Blick sowohl auf theoretische als auch auf empirische Untersuchungen komplexer Phänomene (disruptiven) nicht-linearen Wandels bislang ein Desiderat der Forschung.

4. Coda

Zu den wesentlichen Einsichten, die die Soziologie dem Werk Max Webers verdankt, die dessen bleibende Relevanz begründen und dieses regelmäßig zum Ausgangspunkt kritischer Revisionen sich etablierender soziologischer Forschungsprofile machen, gehört die systematisch angelegte reflexive Verständigung über das Verhältnis von Soziologie und Geschichte. Dieser wechselseitigen Positionsbestimmung zufolge ist für jede zeitdiagnostisch oder gegenwartsanalytisch angelegte Untersuchung gesamtgesellschaftlicher Konstellationen gerade – gewissermaßen in einer Forschungsperspektive *ex negativo* – die Analyse jener historischen Typiken von besonderer Relevanz, deren Verschwinden

in den Turbulenzen aktueller Entwicklungen vermutet wird. Die Genese des (zumindest aus der Perspektive gegenwärtiger Unmittelbarkeit) „Neuen“ muss – so kann Max Weber verstanden werden – in systematischer Absicht durch die gleichrangige Analyse der Veränderung des vormals als etabliert, institutionalisiert und routinisiert Begriffenen flankiert werden. In diesem Sinne ist auch die Soziologie im Kern auf Analysen von Phänomenen langer Dauer und auf die Untersuchung langfristiger Veränderungen verwiesen. Um den veränderten Dynamiken der Gegenwart konzeptionell angemessener zu begegnen, hat sich in den diesbezüglich einschlägigen Forschungskontexten inzwischen die Unterscheidung von Paradigmen-Generationen eingebürgert. So hat Goldstone (2001) für die Revolutionstheorie von einer vierten Theoriegeneration gesprochen und Kollmorgen (2011) identifiziert inzwischen eine dritte Generation von Theorien der Gesellschaftstransformation. Mit dem Konzept der Resilienz scheint nun eine weitere analytische Perspektive möglich, die die angeführten (und ähnlich gelagerte) Prozesse zu analysieren erlaubt. Überdies eröffnet die mit diesem Konzept – zumindest in soziologischer Hinsicht – möglich erscheinende Neuperspektivierung die Chance auf veränderte oder neue Phasierungen sozio-historischer Verläufe. Bezogen auf die Frage nach einer Übertragbarkeit und heuristischen Anwendbarkeit der Resilienzperspektive in der und für die Soziologie bedeutet das, mit Blick auf die (potentielle) Identifizierung sog. „tipping points“ sowohl das Diesseits als auch das Jenseits der jeweils identifizierten Schwellen und Grenzbereiche auszumachen, um solchermaßen veränderte (neue) Phasierungsmöglichkeiten sozio-historischer Prozesse in den Blick nehmen zu können.

Für die Soziologie ist das Konzept der Resilienz dabei insofern von besonderem Interesse, als für den Erfahrungshorizont von Modernität soziale Veränderung zur Normalität, dauerhafte soziale Verhältnisse hingegen das relativ Unwahrscheinlichere geworden sind und soziale Einheiten insofern ihre Stabilität nicht zuletzt permanentem Wandel verdanken. Mit dieser veränderten Wahrnehmung und Deutung sozialer Veränderungen gehören inzwischen auch disruptive Dynamiken zur Normalitätserwartung. Entsprechend bedarf die Soziologie sowohl einer Konzeptualisierung disruptiver sozialer Veränderungen resp. Umbrüche, die nicht-lineare Prozesshaftigkeit, transintentionale Wechselwirkungen (Greshoff et al. 2003) und Multikausalität ins Zentrum rücken, wie auch einer Ausarbeitung einer entsprechenden Beobachtungssprache für ihre Analysen. Der vorstehende Beitrag versuchte in Aufnahme des aktuell auf transdisziplinäre Resonanz stoßenden Resilienz-Konzeptes dafür mit der Figur der transformativen Autogenese einen ersten Vorschlag zu unterbreiten.

Mit diesem Vorschlag soll ein Anstoß zur Weiterentwicklung einer sozialwissenschaftlichen und insbesondere soziologischen Theorie von Resilienz geleistet werden, der das Konzept prozessual-offen versteht und konsequent der zentralen Frage „Resilience of What to What?“ (Carpenter et al. 2001) nachgeht.

Bibliographie

- Adger, W. N. (2006) Vulnerability. In: *Global Environmental Change* 16: 268–281.
- Anderies, J. M.; Walker, B. H.; Kinzig, A. P. (2006) Fifteen Weddings and a Funeral. Case Studies and Resilience-based Management. In: *Ecology & Society* 11 (1). Art. 21. <http://www.ecologyandsociety.org/vol11/iss1/art21/>, (16/04/2014).
- Antonovsky, A. (1979) *Health, stress, and coping. New perspectives on mental and physical well-being*. San Francisco: Jossey-Bass.
- Böschen, S.; Kratzer, N.; May, S. (2006) (eds.) *Nebenfolgen. Analysen zur Konstruktion und Transformation moderner Gesellschaften*. Weilerswist: Velbrück.
- Brock, W. (2004) *Tipping points, abrupt opinion changes, and punctuated policy change*. <http://www.ssc.wisc.edu/econ/archive/wp2003-28.pdf> (17/07/2014).
- Bühl, W. L. (1990) *Sozialer Wandel im Ungleichgewicht. Zyklen, Fluktuationen, Katastrophen*. Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Bürkner, H.-J. (2010) *Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven*. Erkner: Leibniz Institut.
- Carpenter, S.; Walker, B.; Anderies, J. M.; Abel, N. (2001) From Metaphor to Measurement: Resilience of What to What? In: *Ecosystems* 4: 765–781.
- Christensen, C. M.; Oversdorf, M. (2000) Meeting the Challenge of Disruptive Change. In: *Harvard Business Review* March-April: 66–76.
- Christmann, G.; Ibert, O.; Kilper, H.; Moss, T. (2012) *Vulnerability and Resilience from a Socio-Spatial Perspective. Towards a Theoretical Framework*. Erkner: Leibniz Institut.
- Cumming, G. S.; Collier, J. (2005) Change and Identity in Complex Systems. In: *Ecology & Society* 10 (1).

- Art. 29. <http://www.ecologyandsociety.org/vol10/iss1/art29/>, (16/04/2014).
- Eisenstadt, S. N. (1978) *Revolution and the Transformation of Societies. A Comparative Study of Civilizations*. New York: The Free Press.
- Endreß, M. (2008) Reflexive Wissenssoziologie als Sozialtheorie und Gesellschaftsanalyse. Zur phänomenologisch fundierten Analytik von Vergesellschaftungsprozessen. In: Raab, J.; Pfadenhauer, M.; Stegmaier, P.; Dreher, J.; Schnettler, B. (eds) *Phänomenologie und Soziologie. Theoretische Positionen, aktuelle Problemfelder und empirische Umsetzungen*. Wiesbaden: Springer.
- Endreß, M. (2010) Unvorhergesehene Effekte – altes Thema, neue Probleme? In: Albert, G.; Greshoff, R.; Schützeichel, R. (eds.) *Dimensionen und Konzeptionen von Sozialität*. Wiesbaden: Springer VS.
- Endreß, M.; Rampp, B. (2014) Resilienz als Perspektive auf gesellschaftliche Prozesse. Auf dem Weg zu einer soziologischen Theorie. In: Endreß, M.; Maurer, A. (eds.), *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen*. Wiesbaden: Springer VS.
- Folke, C.; Carpenter, S. R.; Walker, B.; Scheffer, M.; Chapin, T.; Rockström, J. (2010) Resilience Thinking: Integrating Resilience, Adaptability and Transformability. In: *Ecology & Society* 15 (4). Art. 20. <http://www.ecologyandsociety.org/vol15/iss4/art20/>, (16/04/2014).
- Frenkel-Brunswik, E. (1996 [1949]) Intoleranz gegenüber Mehrdeutigkeit. In: Frenkel-Brunswik, E. *Studien zur autoritären Persönlichkeit*. Ausgewählte Schriften. Paier, D. (ed.). Graz-Wien: Nausner & Nausner.
- Goffman, E. (1972 [1961]) *Asyle. Über die Situation psychiatrischer Patienten und anderer Insassen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1974 [1971]) *Das Individuum im öffentlichen Austausch. Mikrostudien zur öffentlichen Ordnung*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goffman, E. (1977 [1974]) *Rahmenanalyse. Ein Versuch über die Organisation von Alltagserfahrungen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Goldstone, J. A. (2001) Toward a Fourth Generation of Revolutionary Theory. In: *Annual Review of Political Science* 4: 139–187.
- Granovetter, M. (1978) Threshold Models of Collective Behavior. In: *The American Journal of Sociology* 83 (6): 1420-1443.
- Greshoff, R.; Kneer, G.; Schimank, U. (2003) (eds.) *Die Transintentionalität des Sozialen. Eine vergleichende Betrachtung klassischer und moderner Sozialtheorien*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gross, H. (1989) System oder Struktur? Zu einer Luhmann/Rombach-Diskussion. In: *Philosophisches Jahr-*

- buch* 96: 95-114.
- Gunderson, L. H.; Holling, C. S. (2002) (eds.) *Panarchy. Understanding Transformations in Human and Natural Systems*. Washington: Island Press.
- Gunderson, L. H.; Holling, C. S.; Light, S. S. (1995) (eds.) *Barriers and Bridges to the Renewal of Ecosystems and Institutions*. New York: Columbia University Press.
- Holling, C. S. (1973) Resilience and stability of ecological systems. In: *Annual Review of Ecology and Systematics* 4: 1–23.
- Holling, C. S. (1986) The resilience of terrestrial ecosystems: local surprise and global change. In: Clark, W. C.; Munn, R. E. (eds.) *Sustainable Development of the Biosphere*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Holling, C. S. et al. (2002) In Quest of a Theory of Adaptive Change. In: Gunderson, L. H.; Holling C. S. (eds.) *Panarchy. Understanding Transformations in Human and Natural Systems*. Washington: Island Press.
- Keck, M.; Sakdapolrak, P. (2013) What is Social Resilience? Lessons Learned and Ways Forward. In: *Erdkunde* 67 (1): 5–19.
- Kollmorgen, R. (2006) Gesellschaftstransformation als sozialer Wandlungstyp. Eine komparative Analyse. In: Sozialwissenschaftlicher Informationsdienst (soFid) „Politische Soziologie“. http://www.gesis.org/Information/soFid/pdf/polSoziologie_2006-11.pdf, (17/07/2014)
- Kollmorgen, R. (2011) Transformationstheorie auf neuen Pfaden? Die Entwicklung der theoretisch-konzeptuellen Debatte über die postsozialistischen Umbrüche nach 1989/90. In: *Berliner Journal für Soziologie* 21: 295–319.
- Lorenz, D. F. (2013) The diversity of resilience: contributions from a social science perspective. In: *Natural Hazards* 67 (1): 7–24.
- Luhmann, N. (1984) *Soziale Systeme. Grundriß einer allgemeinen Theorie*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Luhmann, N. (1997) *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Merton, R. K. (1968 [1948]) The Self-fulfilling Prophecy. In: Merton R. K. *Social Theory and Social Structure*. 1968 Enlarged Edition. New York u.a.: Free Press.
- Moore, W. E. (1964) *Social Change*. New Jersey: Prentice Hall.
- Müller, H.-P.; Schmid, M. (1995) (eds.) *Sozialer Wandel. Modellbildung und theoretische Ansätze*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Parsons, T. (1951) *The Social System*. Glencoe: The Free Press.
- Parsons, T. (1966) *Societies. Evolutionary and Comparative Perspectives*. Englewood Cliffs: Prentice Hall.
- Reißig, R. (2009) *Gesellschafts-Transformation im 21. Jahrhundert. Ein neues Konzept sozialen Wandels*. Wiesbaden: Springer VS.
- Rombach, H. (1971) *Strukturontologie. Eine Phänomenologie der Freiheit*. Freiburg u.a.: Alber.
- Rombach, H. (1990) Struktur und System. In: *Philosophisches Jahrbuch 97*: 182-185.
- Rombach, H. (1994) *Phänomenologie des sozialen Lebens. Grundzüge einer phänomenologischen Soziologie*. Freiburg u.a.: Alber.
- Schinkel, A. (2006) Autopoiesis vs. Autogenese. Systemtheorie und Strukturphänomenologie im Vergleich. In: Brejda, J.; Esterbauer, R.; Rinofner-Kreidl, S.; Sepp, H. R. (eds.) *Phänomenologie und Systemtheorie*. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Schmid, M. (2014) Disruptiver Wandel und das Problem der Resilienz. In: Endreß, M.; Maurer, A. (eds.) *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen*. Wiesbaden: Springer VS (im Druck).
- Simmel, G. (1989 [1900]) Philosophie des Geldes. In: Frisby, D. P.; Köhnke, K. C.; Rammstedt, O. (eds.) *Gesamtausgabe* Bd. 6. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Strubar, I. (1994) Lob der Angst vorm Fliegen. Zur Autogenese sozialer Ordnung. In: Sprondel, W. M. (ed.) *Die Objektivität der Ordnungen und ihre kommunikative Konstruktion*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Walker, B.; Carpenter, S. R.; Rockstrom, J.; Crépin, A.-S.; Peterson, G. D. (2012) Drivers, “Slow” Variables, “Fast” Variables, Shocks, and Resilience. In: *Ecology & Society* 17 (3). Art. 30. <http://www.ecologyandsociety.org/vol17/iss3/art30/>, (17/07/2014).
- Walker, B.; Gunderson, L.; Kinzig, A. P.; Folke, C.; Carpenter, S.; Schultz, L. (2006) A Handful of Heuristics and Some Propositions for Understanding Resilience in Social-Ecological Systems. In: *Ecology & Society* 11 (1). Art. 13. <http://www.ecologyandsociety.org/vol11/iss1/art13/>, (16/04/2014).
- Walker, B.; Holling C. S.; Carpenter, S. R.; Kinzig, A. P. (2004) Resilience, Adaptability and Transformability in Social-ecological Systems. In: *Ecology & Society* 9 (2). Art. 5. <http://www.ecologyandsociety.org/vol9/iss2/art5/>, (16/04/2014).
- Walker, B.; Salt, D. (2006) *Resilience Thinking. Sustaining Ecosystems and People in a Changing World*. Washington, D.C.: Island Press.